

WEISSE FAHNEN

Das Tagebuch der Irmgard Möller

Für sie brach eine Welt zusammen – für die 19-Jährige Irmgard Möller. Zwischen Blumen und Büchern erlebte die Schülerin 1945 den Einmarsch der Amerikaner in Wattenscheid. Und mit Gebeten zu Gott...

Ein Vorwort von Heinz-Werner Kessler.

Wie in anderen deutschen Städten, so wurde das Kriegsende 1945 auch von der Bevölkerung in Wattenscheid als Befreiung oder als Zusammenbruch erfahren. Befreit fühlten sich die Opfer des NS-Regimes oder wer aktiven Widerstand geleistet hatte. Als Zusammenbruch erfuhren es die Menschen, die sich in Übereinstimmung mit dem „Führer“ befunden hatten, die an Adolf Hitler naiv-idealistisch geglaubt hatten und dem von der NS-Propaganda verbreiteten

Glauben an den „Endsieg“ anhängen; sie sahen ihre Illusionen getäuscht und wurden mit einer Realität konfrontiert, die ihr Leben unter dem Nationalsozialismus sinnlos und leer machte.

Irmgard Möller, die Autorin des vorliegenden Tagebuches, gehörte zu dieser zweiten Gruppe von Menschen. Sie wurde am 4. April 1926 in der Engelsburger Straße in Eppendorf geboren. Sie war also zum Zeitpunkt, als sie ihr Tagebuch verfasste, gerade 19 Jahre alt geworden. Nach dem frühen Tod ihres Vaters war sie 1938 mit ihrer Mutter zu den Großeltern in die Lindenstraße in Höntrop gezogen. Sie hatte das Freiherr-vom-Stein-Gymnasium in Bochum besucht und war Mitglied im BDM (Bund Deutscher Mädchen) geworden, einer Organisation der Hitler-Jugend. Im Zuge der Kinderlandver-

schickung war sie 1943 mit einer Gruppe von Mädchen nach Titisee im Schwarzwald evakuiert worden. Dort hatte sie 1944 die Abiturprüfung im hauswirtschaftlichen Zweig abgelegt (man sprach damals witzelnd vom sogenannten „Pudding-Abitur“). Nach dem Abitur hatte sie in Höxter das obligatorische Landjahr absolviert. Im Frühjahr 1945 war sie nach Höntrop zurückgekehrt. Wie sie in ihrem Tagebuch berichtet, musste sie sich für ihren Aufenthalt in Wattenscheid eine Flüchtlingsbescheinigung ausstellen lassen, um ihre Bezugsberechtigung von Lebensmittelmarken beim Ernährungsamt nachzuweisen. Ihre Freunde in Höxter, die Familie Danneberg auf dem Corveyer Hof, konnte sie noch Ende April 1945 für einen Tag besuchen, nachdem der Eisenbahnverkehr in Höntrop wieder aufgenommen worden war. Die letzten Tage und Wochen des Krieges verbrachte Irmgard Möller im Kreis ihrer Familie in Höntrop. Hier erlebte sie den Einmarsch der Amerikaner, den sie in ihrem Tagebuch in nationalsozialistischer Perspektive als feindliche Okkupation wahrnimmt und ihre Hassgefühle zum Ausbruch bringt.

Zeit ihres Lebens hat Irmgard Möller nie einen Hehl daraus gemacht, Nationalsozialistin gewesen zu sein und das Kriegsende 1945 als Zusammenbruch empfunden zu haben. Doch aus dieser Sichtweise hat sie sich im Verlaufe ihres Lebens befreit. Sie entwickelte sich nach 1945 zu einer liberalen Demokratin, die ihre nationalsozialistische Vergangenheit

selbstkritisch in den Blick nahm und sich von ihr distanzierte. 1945 – das Jahr, das sie als Zusammenbruch erlebte – erwies sich somit in ihrem Leben im Nachhinein als Befreiung, als Befreiung von einer menschenverachtenden Ideologie.

Jugendliche, die wie Irmgard Möller während der NS-Zeit aufgewachsen waren, waren der suggestiven Kraft der NS-Propaganda ausgeliefert, Schule und Hitler-Jugend hatten sie im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie sozialisiert und indoktriniert, „gleichgeschaltet“, wie es die Nationalsozialisten nannten.

Vor den Grausamkeiten des Krieges verschließt Irmgard Möller die Augen. Hier verweigert sie sich weitgehend der Realität.

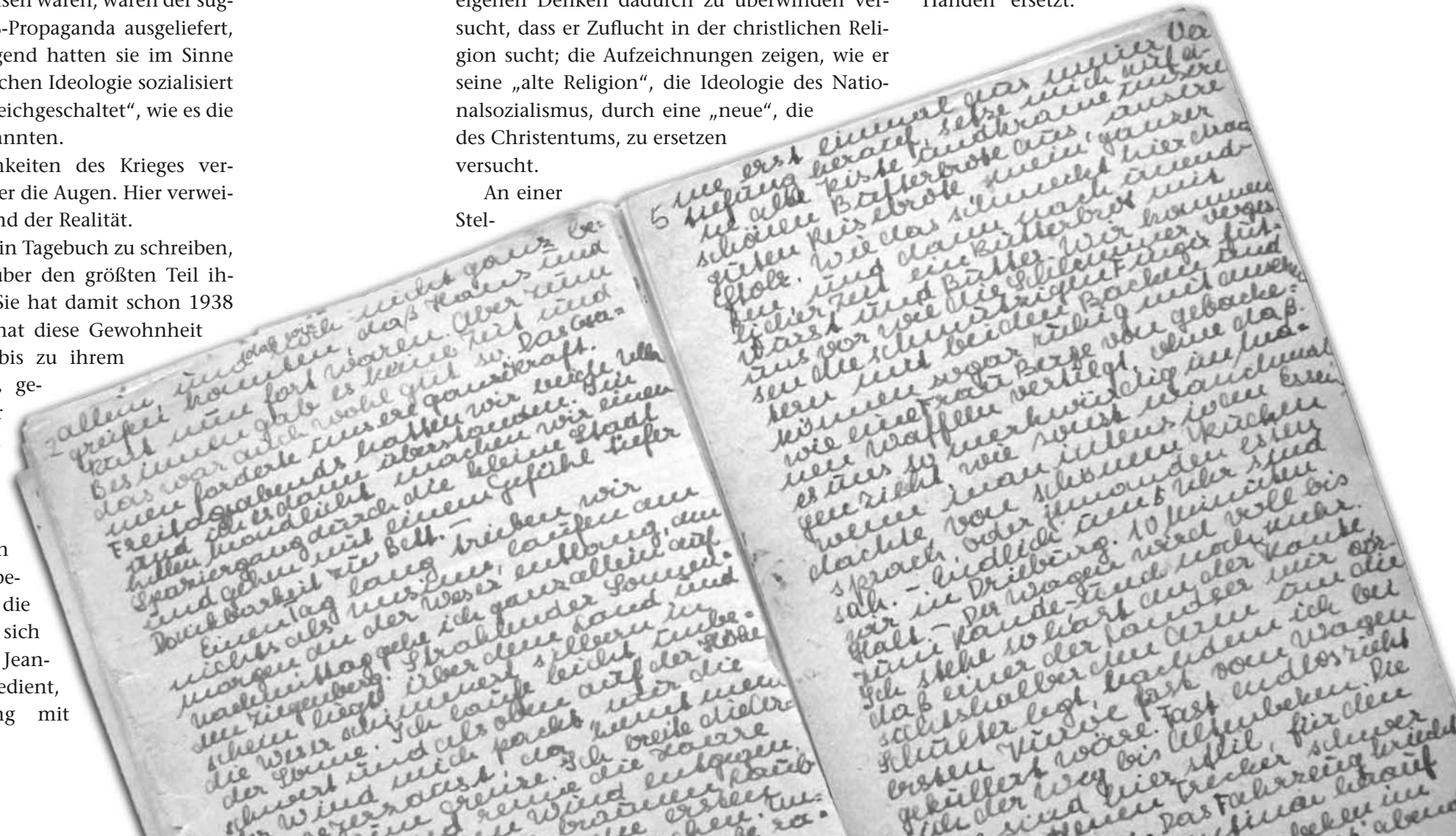
Die Gewohnheit, ein Tagebuch zu schreiben, hat Irmgard Möller über den größten Teil ihres Lebens begleitet. Sie hat damit schon 1938 angefangen und sie hat diese Gewohnheit bis ins hohe Alter, bis zu ihrem Tode im Jahre 2001, gepflegt. Irmgard Möller schreibt ihr Tagebuch mit Anspruch. Dies zeigt ihr Sprachstil und dies wird besonders deutlich, wenn sie in ihre Erlebnisberichte Ausblicke auf die Natur aufnimmt und sich hierbei der alten Idee Jean-Jacques Rousseaus bedient, die Gemütsstimmung mit

Naturbeschreibungen zu verbinden oder das Kriegsgeschehen auf der Straße mit dem ewigen Aufblühen der Natur zu kontrastieren.

Die Tagebucheintragungen zeigen, insbesondere in ihrem letzten Teil, wie ein junger Mensch die Stunde Null im eigenen Denken dadurch zu überwinden versucht, dass er Zuflucht in der christlichen Religion sucht; die Aufzeichnungen zeigen, wie er seine „alte Religion“, die Ideologie des Nationalsozialismus, durch eine „neue“, die des Christentums, zu ersetzen versucht.

An einer Stel-

le ihres Tagebuchs beschreibt Irmgard Möller allerdings auch, wie opportunistisch und pragmatisch in ihrem Elternhaus mit der Zeitenwende umgegangen wurde. Im Haus befindliche Bilder des „Führers“ wurden abgehängt, verbrannt und durch Bilder vom Rolandsbogen, Hermannsdenkmal oder von Albrecht Dürers „Betenden Händen“ ersetzt.



WEISSE FAHNEN -

Das Tagebuch der Irmgard Möller

Freitag, 12.IV.45

Vor 3 Tagen sind die Amerikaner eingezogen.- Noch kann ich nicht begreifen, was geschehen ist, noch kann ich das Erleben der letzten Wochen nicht fassen. – Eben habe ich den ersten Weg durch unser Höntrop gewagt, seit wir in amerikanischer Hand sind. Der Frühling hat seine Gaben in verschwenderischer Pracht ausgestreut, in allen Gärten schneeige Blütenpracht der Kirschen und Birkenbäume und dazwischen der zart rosa Blütenschimmer der Apfelbäume. „Von Apfelblüten einen Kranz häng ich der liebsten vor das Fenster in einer Mondnacht im April ...“ Hans! Wie oft hast Du es gesungen! Wenn man heute von meinem Fenster im Giebel über die Gärten hinwegsieht, man muss daran denken, Hans! – Höxter, Mondnacht ... – das alles ist nun so weit, so weit, weit weg, dass man meinen könnte, es wäre alles nur ein Traum gewesen, ein märchenhaft schöner Traum. Vergangen, vielleicht auf Nimmerwiederkehr – wer weiß das? – [...]

Eines Morgens kommt Mutti vom Milch holen: „Essen räumt, die Behörde geht.“ Auf dem Hellweg ein unabsehbarer Strom von Flüchtlingen, rasende Lastwagen voll bis zum Rande, Männer mit Rädern mit Koffern und Säcken beladen, Frauen mit Handwagen, Fußgänger mit Rucksäcken und alle suchen den Weg

nach Osten, Flucht vor dem Feind. Ich sehe in die Gesichter der Frauen. Immer das gleiche Gesicht voll Gram und Not, ja manchmal sogar voll Hunger. Ein Volk, das durch Jahre des Bombenterrors zermürbt ist, das seit Monaten nicht mehr lebt, sondern vegetiert, ein Volk, das kaum noch weiß um die Schönheit des irdischen Daseins, Frauen, für [die] das Leben wirklich nichts mehr bedeutet, als Verweilen in einem Jammertal. Das ist keine Angst mehr in den Gesichtern der Frauen und Mädchen, das ist noch schlimmer, das ist schon die Stumpfheit, die mit allem abgeschlossen hat. Das ist keine innere Ruhe in den Bewegungen der Männer, das ist schon die stoische Gelassenheit, die nicht Gutes mehr erwarten kann, die immer nur neue Entbehrungen und neuen Jammer vor sich sieht. – Ein paar kurze Tage beherrscht der Flüchtlingsstrom das Straßenbild. Eines Morgens geht es wieder rückwärts. Die abgetriebene Menge, die man beinahe zu Unrecht noch Mensch nennt, kommt zurück. Der Ring um das Industriegebiet ist geschlossen; man hat die Flüchtlinge in Dortmund zurückgeschickt, im Sauerland wird bereits gekämpft. Die blutleeren, oftmals hungrigen Gesichter sind noch mutloser geworden. - -

Ein paar Tage vor Ostern sind plötzlich Soldaten da, Luftnachrichtentrupps, die mit Lastwagen von Kettwig kommen. Höntrop bekommt Einquartierung. Bei Runklers wird die Schreibstube eingerichtet, bei Mehrwald steht die Feldküche, bei Recks wohnt der Komman-

deur, ein unausstehlicher Oberleutnant, der sich aufführt, wie ein russischer Graf, hat bei Viehlers Quartier. Sie durchziehen ganz Höntrop mit Leitungen, man fällt auf allen Straßen Überleitungsdrähte, auf den Wiesen im Südpark häufen sich die abgewickelten Drahtrollen. Und das Donnern der Kanonen kommt immer näher. Um Recklinghausen wird schwer gekämpft, bei Buer eine schwere Panzerschlacht. – Arme Schwiegermutter! – In der Nacht fahren die Höntroper Truppen mit ihren LKs in die großen Lebensmittellager am Kanal, die noch voll sind mit Lebensmitteln. Sie sagen: davon kann sich das ganze Volk ein Abendessen machen. Ich lache im Stillen und denke: Müssen die Lager aber ein Ausmaß haben wenn man 90 Millionen damit satt machen will. – Die Lager liegen unter schwerem Ari-Beschuss. Höntrop bangt allnächtlich um seine Soldaten. Am Morgen stehen dann bei Fuchs Laden lange Schlangen von Hausfrauen, denen das Herz aufgeht ob der Markenfreien Butter und dem Büchsenfleisch mit der zentimeterdicken Schmalzschichte. – So kommen die Osterfeiertage, traurig und regnerisch, und die Front kommt immer näher und der Kanonendonner reißt Tag und Nacht nicht ab. – Auf dem Hellweg beginnt wieder das Leben. Aber dieses Mal sind es keine Flüchtlinge mehr, die in nicht abreißendem Strom nach Osten ziehen, - jetzt kommen Soldaten, immer in kleinen Trupps zu 10 und 15 Mann, dreckverschmiert, übermüde und ausgehungert, ernste, oftmals verbissene Gesichter. – Ich sah keinen dieser Männer lachen. – Den ganzen Tag über

rasen die Wagen, Lastwagen, Rote-Kreuz-agen, Personenwagen mit Offizieren, alles zum Osten. Ich gehe mit Mutter zu Fördersinn Kohlen zu holen. Die Kehle ist mir wie zugeschnürt. „Mutter,“ sage ich, „Mutter, die ganze Westfront löst sich ja auf.“ – Auch am Abend rasen die Autos noch, ja selbst in [der] Nacht reißt der Strom nicht ab. – Da setzt auch bei uns der Artilleriebeschuss ein. Zuerst trauen wir unsern Ohren kaum, als wir die ersten Granaten pfeifen hören. Einen Augenblick bin ich selbst wie gelähmt, - aber dann gehen wir ruhig in den Keller, schlagen uns da ein Lager auf. –

Tagsüber ist es noch ruhig. Mit dem Dunkelwerden setzt die Schießerei ein. Wir stecken schon gegen 6 Uhr den Ofen im Keller an. Jeder hat sein Bettzeug unten. Die alten Damen liegen in Liegestühlen. Ich habe mir aus einer Truhe u. einem Tisch ein Lager gebaut, einem Bette nicht unähnlich. Ich kann mich sogar ausziehen. Frau Winkelkötter sitzt die Nacht über in 2 Sesseln. Maria hat ein Bettchen bekommen aus Korbsesseln, in der Waschküche ist „Herrensalon“, wie die Zwillinge mit Begeisterung proklamieren. Da schlafen die Winkelkötterschen Männer, „Sperrflugzeug“, Karlchen und die Zwillinge. Die junge Winkelkötterin wird als Frau gnädig geduldet. Oma Winkelkötter bringt sich sogar ein Nachttischlämpchen mit. Wir liegen zwischen den Baumstämmen, die den Keller abstützen sollen, wie in einem Wald. Das kleine Nachttischlämpchen brennt, das Öfchen bullert, wir klöhnen noch. „Ja“,

sagt Mutter, „der Nationalsozialismus predigte Volksgemeinschaft, nun wird sie in reinsten Form verwirklicht.“ Das Ganze ist fast ein Idyll. Die Kinder können sich auch ungeteilt daran freuen. Allabendlich laden mich die Zwillinge in ihr Bett ein und nicht selten muss (zunächst) die ruhegebietende Gestalt des Vaters in der Treppe auftauchen, bis die Rasselbande Ruhe gibt. Um 11 Uhrmacht gewöhnlich Oma Winkelkötter ihr Lämpchen aus und jeder versucht zu schlafen, und draußen pfeifen die Granaten, und manchmal ist das Haus in seinen Grundfesten erschüttert. Ich liege mit offenen Augen die Hände unter dem Kopfe verschränkt. Ich habe keine Angst, ich denke an die vielen Bombennächte, die unser Keller ausgehalten hat, ich denke an die vielen Soldaten, die das alles ohne einen schützenden Keller mitmachen müssen. Mutter horcht oftmals hinaus, glaubt schon die feindlichen Panzerspitzen auf dem Hellweg zu hören, aber dann war es doch wieder nichts. In den Pausen zwischen dem Beschuss schläft man tief und traumlos, aber wenn man am Morgen aus dem Keller kommt, ist man alles andere als ausgeruht. Da hilft mir eine kalte Wäsche vom Kopf bis zum Fuß. –

Den Tag über bin ich vielfach unterwegs, kaufe und schleppe Esskram zusammen, so viel es geht. Am Abend gönne ich mir dann wohl mal einen Spaziergang, gehe ohne Zweck und Ziel, gehe durch die grünen Felder, an den blühenden Gärten vorbei, stehe lange andächtig am Wiesenrand und sehe wie der Sonne glutro-

ter Ball hinter den Dächern im Westen versinkt. Für Minuten vergisst man alle Not. Aber dann donnern wieder Kanonen Tag um Tag näher bei uns. –

Montagsmorgens, - um 9 u. 10 Uhr schlagen noch Granaten ein. Will denn heute der Zauber den ganzen Tag nicht aufhören? – Ich muss nach Wattenscheid, muss am Ernährungsamt mir meine Lebensmittelmarken holen, aber man kann kaum aus dem Hause. In der Mittagszeit schnappe ich mir Sperrflugzeugs Herrenrad und rase los. Die Straßen liegen voll Glas, Dreck und Ästen, ab und zu sind sie vollkommen aufgewühlt. Links und rechts des Weges überall Trichter, Kanonendonner im Norden, manchmal auch im Westen und Osten. Ich rase mit meinem Rad, rase gegen den Wind und die Haare fliegen mir ins Gesicht, und der Kanonendonner kommt näher und Granaten pfeifen, mich packt das Grauen, ich rase, dass ich fast stürze auf den zerschossenen Straßen. Kaum eine Frau ist unterwegs, jeder Mensch auf dem Weg tröstet mich im Stillen. Die Straße nach Wattenscheid wird mir lang wie nie zuvor.

– Endlich an der Swidbert-Schule. Mit fliegenden Händen verschließe ich das Rad, renne ins Wirtschaftsamt. – Leere Räume – schließlich finde ich ein unfreundliches Mädchen, das mir klarzumachen sucht, dass ich ganz vergeblich gekommen bin. Ich streite eine Weile mit ihr bis ich merke, es hat keinen Sinn, ich erreiche nichts. Die Tür fällt hinter mir ins Schloss. Ich

stehe allein im Flur, – die ganze halsbrecherische Raserei soll umsonst gewesen sein. Mich packt ein ohnmächtiger Zorn, aber dann wird mir körperlich schlecht, ich muss mich einen Augenblick auf den Treppenstein setzen. Da löst sich die furchtbare Spannung, ich lehne den Kopf gegen die kalte Steinwand und weine, weine haltlos. --- Neben mir sitzt ein Mann der beruhigend auf mich einredet, der meine Tasche wieder zusammenpackt, mich dann ein wenig lächelnd nach meinem Kummer fragt. Da reiße ich mich zusammen, schlucke das Weinen herunter, werfe die Haare zurück und erzähle mit einer Stimme, deren Festigkeit mich selbst in Erstauen versetzt. Der Mann hängt mir die rote Einkaufstasche ans Rad, ich rase durch die aufgeregte Menschenmasse zum Rathaus, suche mir durch Scherben und Schutt meinen Weg, finde schließlich ein Mädchen, das mir die Flüchtlingsbescheinigung ausstellt. Die Stadt Wattenscheid nimmt mich als Flüchtling auf.

Zurück zum Ernährungsamt. Als ich die kostbare gelbe Karte in der Tasche verstaue, atme ich auf. Fast möchte ich lachen. Das Pfeifen u. ferne Einschlagen der Granaten höre ich kaum noch. Vollalarm, – sogar das erschüttert mich kaum noch. Dann sind die Tiefflieger da. Vor mir springt ein Mann vom Rad, kriecht in einen Straßengraben, die wildeste Schießerei setzt ein. Ich flüchte zu Werners ins Geschäft, kaufe im Vorbeigehen die gesamte Ration ein und als es nur einigermaßen ruhig wird rase ich wieder los. Wieder donnern die Kanonen, pfeifen die

Granaten, manchmal kann man sogar Einschläge sehen, – über den Werken an der Morgensonne, an den Bochumer Zechen gehen dann Staubwolken hoch. Ich schalte alles Denken aus, keuche den Berg herauf, sehne die zerschossene Tankstelle herbei, trete und puste und keuche. – Zu Hause sinke ich einen Augenblick in die Sofaecke, nehme von neuem das Rad, stelle mich vor den Brotladen in eine Schlange, warte fast eine Stunde aufs Brot. Zu Hause wasche ich mir den Staub von Händen und Gesicht, finde irgendeine weiße Seidenbluse, in die ich hinein haste, gehe nach unten zur Kommunionfeier der Zwillinge. Ich gäbe viel darum, könnte ich jetzt ein Bad nehmen und [in] ein sauberes Bett sinken. Mir ist zumute, wie es einem alten Landser sein muß, den man todmüde aus dem Dreck der Front holt und dann zu einer hohen Audienz befiehlt. – Aber als die erste Müdigkeit überwunden ist, schmeckt der Kuchen doch noch. –

Als dann allerdings am Abend jemand auf den Gedanken verfällt, die Nacht im Bunker zu verbringen, im Bunker in der Grabeskälte auf einer schmalen Bretterbank ohne Lehne, - da streike ich. Erschöpft sinke ich auf mein Kellerlager, kann aber vor Übermüdung, vielleicht auch vor Erregung lange keinen Schlaf finden. Gegen 10 Uhr lässt der Artilleriebeschuss nach, um Mitternacht ist es fast still draußen. Gegen 5 Uhr morgens werde ich wach. Wir horchen alle nach draußen, hören alle den gleichen singenden Ton, aber keiner mag es aussprechen:

Panzer! – Sonst bleibt alles ruhig. Als ich gegen 9 Uhr Brot holen will, halten mich die Männer zurück: auf dem Hellweg sind die Panzerspitzen. Ich weiß, dass es wahr ist, ich glaube es nicht. Als ich vor Förders Haus dann mit eigenen Augen einen Panzer sehe, rede ich mir ein mit aller Kraft: Das ist ja ein Deutscher, – und weiß

doch, dass seit Tagen kein deutscher Soldat mehr in Höntrop ist, dass seit Tagen die schweren Geschütze auf Todtsfeld u. an der Westenfelderstraße nicht mehr schießen. – Das muss ein Deutscher Panzer sein, es muss, es muss, es kann ja nicht anders. Ich suggeriere es mir ein, ich glaube es schließlich selber, ich kann sogar



**Die damals
19-jährige**

Irmgard Möller war 1945 nicht in der Lage, die vorrückenden amerikanischen Soldaten als Befreier zu sehen. Sie wünschte sich, eine Waffe zu haben, um auf diese „Banditen“ schießen zu können.

Mutter davon überzeugen, dass alle die Leute lügen, die sagen, der Feind sei da. Ich mag nicht am Fenster sein, mag nicht die grausame Wahrheit hören, man soll mir meinen Glauben lassen – und doch kann ich nicht weg von meinem Fenster. Die Sonne strahlt wie zum Hohn vom strahlend blauen Himmel, den kein Wölkchen trüben will. In den Gärten schwellen die Knospen, die Vorgärten stehen in Blumenfülle, grausame Natur! - -

Da kommt es von Wattenscheid herauf, Panzer auf Panzer, Wagen auf Wagen, und jeder Wagen hat einen Stern – Amerikaner. – Ich kann die Augen nicht mehr davor verschließen, ich stehe und sehe sie kommen, stehe erstarrt, und ich meine der Boden muss schwanken unter meinen Füßen. Ich kann das Unfassbare noch nicht begreifen, ich sehe es wohl, aber ich glaube noch nicht. Ich weiß es ist der Feind, ich glaube, mein Nicht-Glauben-Wollen hält Stahlkolosse auf. Dann ist es vorbei, ich finde [ich] mich in Tränen aufgelöst auf meinem Bett und weiß doch kaum, dass ich weine, und ich will doch nicht weinen und alles ist doch nur Zorn, ohnmächtige Wut, rasender, wühlender Schmerz. Deutschland! – Die Spitze kommt durch die Lindenstraße, die Panzergrenadiere dahinter, Soldaten mit vorgehaltener Pistole suchen die Vorgärten ab, sehen hinter jede Hecke. In mir tobt es. Hinter dicht geschlossenen Gardinen sehe ich in die Gesichter der feindlichen Soldaten. Zigarette im Mundwinkel, jeder Zoll: Der Sieger. – Ich kann es nicht ansehen, ich rase durchs Haus, wie ein

Löwe durch seinen Käfig. Will denn kein Schuss mehr fallen? Will man diese Banditen so unser Deutschland einnehmen lassen? Jetzt ein Mann sein! Jetzt eine Waffe haben, schießen können! Sich wehren, auch wenn es sinnlos ist. Plötzlich begreife ich die Frauen, die in maßlosem Hass kochendes Wasser auf die amerikanischen Soldaten gossen, da begreife ich den Sinn der Freiheitsbewegung Wehrwolf, gegen die sich mein Humanitätsempfinden, vielleicht auch nur die anezogene Humanität auflehnte, da begreife ich, warum der Führer, den so sinnlos gewordenen Kampf nicht aufgibt. – Die feindlichen Soldaten sind müde und abgekämpft. Die meisten liegen die wenigen Minuten der Stockung am Straßenrand, sitzen gegen die Torpfeiler gelehnt, abgekämpft, müde zerschlagen. Ich habe kein menschliches Gefühl dafür. Es ist mir wieder eine kleine Befriedigung, eine grausame sadistische Freude kommt auf in mir. Auch sie leiden. O, ich hasse Euch, hasse Euch, hasse doch alle, möchte ich ihnen entgegenschreien. Ich balle die Fäuste in ohnmächtiger Wut, grabe die Nägel in die Handflächen, möchte mit dem Kopf gegen die Wand anrennen. – Und draußen fällt kein Schuss. Die Sonne strahlt frühlingwarm, erbarmungslos über die Schmach.

Den Amerikanern scheint Höntrop, und vornehmlich unsere Lindenstraße zu gefallen. Schon am ersten Tage nach dem Einmarsch müssen Schildgens ihr Haus verlassen, Runklers, Viehlers und das große Mozoleksche Haus werden für einige Tage belegt. Vom Runkler-

schen Hause tönt schon in der Frühe der aufreizende Jazz herüber, Soldaten lümmeln sich auf der Straße herum, pöbeln mich sogar in deutscher Sprache an. Ich presse die Lippen aufeinander, werfe den Kopf in unbändigem Stolz in den Nacken, und meine Mundwinkel ziehen sich in unsäglichlicher Verachtung herunter. Aber im Innern koche ich vor Wut über diese maßlose Unverschämtheit. – Die Wagen rasen durch die Lindenstraße, beinahe ständig steht einer von uns hinter den Gardinen, in banger Sorge: Wann wird vor unserem Hause das Auto halten, wann werden wir packen müssen? Eines Nachmittags wird bei Umbergs das ganze Haus besichtigt. Wir denken nicht anders, als nun wird es auch uns ereilen. Unser schönes Haus, sauber und aufgeräumt nach dem großen Hausputz, Blumen in allen Räumen.

Man sagt, die Amerikaner nehmen den Frauen den Schmuck, nehmen Ringe und Ketten for remember und die Canadier sagen souvenir. Frau Geheimrat Baare soll ihres Schmuckes beraubt sein. Ich sitze vor meinem kleinen hölzernen Schmuckkasten, streife den grünen Ring vom Finger und schließe ihn weg, zögere und kann mich von dem andern Ring nicht trennen. Da fällt mir das dünne Goldkettchen ein, das zu der goldenen Münze gehört. Ich streife den Anhänger ab, hänge den Ring an die Kette und versenke sie in meinem Ausschnitt. Und dann muß ich ein wenig lächeln über mich selbst und vor den andern hüte ich es, wie ein kostbares Geheimnis. –

Eines Mittags komme ich nach Hause. Ich habe den ganzen Morgen angestanden um 10 Pfund Kartoffeln, bin innerlich krank und erschüttert von dem Elend der hungernden Menge, von der Anmaßung der plündernden Russen. Ich komme in die kleine Diele und die Wand neben der Tür zieht meinen Blick an mit unwiderstehlicher Gewalt. In dem Rahmen des kleinen Führerbildes, das ich immer so sehr liebte, - es zeigt den Führer am Meer - , in dem Rahmen steckt – lächerlich überhaupt davon zu sprechen, steckt der Rolandsbogen. Ich mache die nächste Tür auf – auch das bunte Führerbild ist fort. Mein Kartoffelnetz steht auf dem Boden, ich kann nicht anders, ich stehe im Flur, lehne den Kopf gegen das harte Treppengeländer und weine und weine. Aber dann trocken ich energisch meine Tränen, beiße die Zähne aufeinander in Wut und Zorn. „Mutter, wo ist mein kleines Führerbild von hier, der Führer am Meer?“ Und dann sagt sie mit einer unnachahmlichen Kälte in Miene und Stimme, ja mit einem fast triumphierenden Ausdruck: „Das habe ich verbrannt.“ In diesem Augenblick möchte ich sie schlagen. – Aber ich grabe mir meine Nägel in die Handflächen und beiße mir die Kuppen blutig. – Ich sage kein Wort, nehme einen kleinen Goldrahmen von der Wand, stecke ein neues Führerbild hinein und nehme es mit mir hinauf. Lange sitze ich [auf] meinem Bettrande, das kleine Bildchen im Schoß und halte stumme Zwiesprache mit ihm, von dem sie sagen, dass er uns all die Not und alles Leid gebracht habe. Nein Adolf Hitler, denke ich, nein und tausend-

mal nein, das hast Du nicht verdient um Dein Volk. –

In den Tagen vor dem Einmarsch habe ich Tage, ja Nächte über seinem Buche gesessen, und sein Bild in mir ist nur größer und strahlender geworden. Das Volk hasst ihn, ja es hasst ihn jetzt. Ich aber habe im Herzen nichts als Liebe und heilige Verehrung für den Mann, der nie etwas für sich gewollt hat, dessen ganzes Leben nur für sein Volk gelebt wurde, der sein Deutschland heißer liebte als nur irgendeiner im Volke. Seine Gedanken, seine Ideen, Ziele waren gut und groß. Er hat nur eines vergessen, – er hat vergessen, dass es Alltagsmenschen waren, die ihn umgaben, dass es Alltagsmenschen mit all ihren Schwächen und Kleinheiten waren, die ihm auf dem Wege zu seinen Zielen zur Seite stehen mussten. Er hat nicht bedacht, dass die andern nicht sein konnten wie er, der geniale, große Geist. Er spricht zwar von seiner Kenntnis der Volksseele, von seinem Willen um die Psychologie der Masse, aber ich habe dabei das Empfinden, das er dabei mehr theoretisch denkt als praktisch, denn wie hätte sonst sein Parteiapparat im Innern so verkommen können? Das Volk vermag die Person des Führers nicht zu trennen von der Schar der kleinen, lächerlichen, machtlüsternen Parteikrämer, die in Gau, Kreis u. Ort ihr Unwesen getrieben haben, die sich manchmal über alles Maß breit gemacht haben, die heute auch nicht Recht vom Zorn des Volkes abgelehnt und mehr als das, beizeiten vertrieben werden, wenn sie nicht vorher selber in er-

bärmlicher Feigheit das Hasenpanier ergreifen. – Die Gestalt des Führers aber steht groß und klar über all diesem Abschaum und Geschmeiß, – groß und klar in einsamer Größe hoch über allen, die sich Deutsche nennen dürfen. - - -

Um das kleine Führerbild noch ein kurzer sinnloser Kampf mit Mutter. Sie nimmt das Bild ab, hängt, als ich fort bin, ein Hermannsdenkmal an seine Stelle. Mich packt darüber ein solcher Zorn, dass ich ihr das Bild zerbrochen vor die Füße werfe. – Als ich wieder allein in meinem Zimmer sitze, legt sich meine Empörung, meine kochende Wut ebbt ab. Ich denke daran, in wie vielen Häusern der Feind das Bild mit den Füßen getreten hat. Mein Trotz ist darum nicht gebrochen. Ich mag den Tag über meine Mutter nicht sehen ich weiche ihr aus oder sehe sie an mit dem Blicke unaussprechlicher Verachtung und bevor ich zu Bett gehe am Abend, als man mich fragt, warum ich nicht mehr spreche, da schleudere ich ihnen allen meine grenzenlose Verachtung ob ihrer Erbärmlichkeit entgegen, ob dieser erbärmlichen Feigheit, die die Fahne für die unsere Helden vom 9. November einst ihr Leben gaben, die diese Fahne verbrennen wollen, die sich in ängstlich spießigen Philistertum bemühen eine jede Spur zu verwischen, die ihre einstige Gesinnung, – die in Wirklichkeit ja nichts war als Pose und Phrase, zu verwischen. – Ich habe geredet in leidenschaftlicher Erregung, ihnen meine ganze Verachtung, die fast schon Hass zu werden droht entgegengeschrien, ihren Kleinmut ihnen selber in einem Lichte gezeigt,

in dem sie ihn in Verblendung selber wohl niemals sahen. Auch sie vermögen nicht zu trennen die Größe des Führers von der Kleinheit seiner machtlüsternen Parteibonzen. Auch sie sehen nur die starren Dogmen ihrer Kirche bedroht, ja sie sehen in allem nur gerechte Strafe für all unsere eigene Verworfenheit und Missetaten, in der Hauptsache auch noch für unsere Unmoral. – Ich rede nicht mehr dagegen, wenn sie sich ereifern, ich bin dessen müde geworden. Anstelle des Führerbildes hängen auf meinem Zimmer Albrecht Dürers „betende Hände.“ - -

Die Tage schleichen dahin. Die Not um Lebensmittel scheint täglich größer zu werden. Die meisten Geschäfte haben bereits wegen Warenmangel geschlossen. Jeden Morgen wandert ein hungriger Menschenstrom von Bochum zu uns herein, steht in langen Schlangen vor Frewers Bäckerladen und wandert dann hochbeglückt mit dem schlechten dunklen Brot, das meist noch warm ist, wieder zurück, so manchmal 7 und 8 km weit. Die Trümmerstadt Bochum hat kein Brot mehr, die letzten Bäcker im Bochumer Westen sind von den Russen restlos ausgeplündert. Als der Ansturm aus Bochum zu groß wird, erlässt der Wattenscheider Bürgermeister eine Verordnung: Es darf nur noch an Einheimische verkauft werden. Unsäglicher Jammer unter der hungernden Bochumer Wanderschar. Bei Reinkes steht ein altes Mütterchen neben mir in der Schlange. Ich muss sie immer wieder ansehen. Eine gebeugte Gestalt, ein altes runzeliges Gesicht mit einem Ausdruck tiefsten Leides; um

die Augen dunkle Ringe: Das ist doch der Hunger. Die Schlange schiebt sich langsam vorwärts, aber es duftet so verlockend nach frischem gebackenen Brot. Aber dann ist es wieder ausverkauft, ehe die Hälfte der hungrigen Menge versorgt ist. Ein paar Weiber beginnen ein sinnloses Gekeife. Da tut sich noch einmal die Ladentür auf, die Bäckersfrau hat ein paar einzelne Restschnitten in der Hand, die ihr fast entrissen werden. Das alte Mütterchen und ich stehen ziemlich entfernt. Ich will mich gleich abwenden, um zu gehen, werde aber von der drängenden gierigen Menge getrieben. Da sehe ich, wie die Alte neben mir mit dem Ausdruck einer unermesslichen, fast tierischen Gier ihre alten krummen Finger – gleich den Krallen eines gierigen Raubvogels – ausstreckt und rücksichtslos durch die Menschenmenge vorzudrängen sucht, mit starrem, gierigen Blick, die ohnehin dünnen Lippen noch mehr eingekniffen, ein verbissenes Gesicht – dessen Ausdruck noch um einige Grade eisiger wird, als die Schnitten vergeben sind, ohne dass sie eine bekommen hat. Ich stehe, und kann nicht weggehen und muss sie immer wieder ansehen. Als sich die Spannung gelöst hat, malt sich grenzenlose Enttäuschung auf ihren Zügen, ihre Augen werden todtraurig, fast mit einem Ausdruck überirdischer Entsagung. –

Ich muss mich abwenden. Mir steigt es heiß in die Augen. Ich komme den ganzen Tag nicht davon los. – Und was war geschehen, – nichts als dass ich das lebhaftes Mienenspiel einer Greisin sah, die der Hunger fast krank machte. Eine unter Tausenden in unserm Volk. –

Ich gönne mir nachmittags einen kleinen Spaziergang durch Höntrop. Als ich gegen Abend zurückkomme, hat die Lindenstraße geflaggt, wie zu einem Mummenschanz, weiße Fahnen. Zuerst lache ich, aber als ich im Weitergehen sehen muss, dass dieser merkwürdige Schmuck an kaum einem Hause fehlt, da fasst mich ein gelindes Erstauen über diese Narretei, eine Verwunderung, die einer haltlosen Wut Platz gibt. Wozu jetzt noch die weißen Fahnen, nachdem die Stadt schon vor Tagen kampflos übergeben ist, nachdem die Amerikaner es sich bereits häuslich gemacht haben? Ich sehe die Notwendigkeit der Beflaggung vorerst nicht ein und freue mich unbändig, dass unser Haus diesen lachhaften Schmuck noch nicht angelegt hat, aber auf dem Hellweg hängt ein Anschlag, ein lächerlicher Fetzen an einem Baumstamm: Zum Zeichen ihrer friedlichen Einstellung gegenüber der Besatzungsbehörde wird die Bevölkerung aufgefordert, weiß zu flaggen. Stadt Wattenscheid unterzeichnet. Die Unterschrift ist unleserlich. Also kriechen will man vor der kommenden Besatzungsbehörde, friedliche Einstellung kund tun. Zum Teufel, wir sind nicht friedlich gesinnt. Wir hassen sie mit einem unbändigen Hass, der geboren wurde in langen Nächten im Luftschutzkeller und Stollen, der genährt wird beim Anblick der Trümmerstätte und der niemals sterben darf in unserm Volk, der immer wach sein muss, solange wir ein deutsches Volk bleiben wollen. – Mitknirschenden Zähnen hängen wir am Abend einen kleinen weißen Lappen in das Erkerfenster, vor dem die

Linde schützend ihre Zweige ausbreitet, als ob sie barmherzig unsere Schmach verdecken wollte. Wir schließen schon früh die Läden, um an die Demütigung da draußen nicht erinnert zu werden. Dieses Mal sind sogar meine alten Damen empört. Ich wundere mich im Stillen, dass auch sie noch einmal zu erwachen scheinen. –

Aber das ist erst der Anfang. In Wattenscheid sei bereits ein jüdischer Bürgermeister eingesetzt, so wird erzählt. Doch die nächsten öffentlichen Anschläge widerlegen das Gerücht. Sie sind unterzeichnet von Woll, einem ehemaligen Stadtbeamten, den aber kein Mensch kennt. Eine weitere Anordnung befiehlt schnellste Beseitigung der Panzersperren, damit die Herren Amerikaner bei ihren Fahrten nicht behindert sind. Tante Hanna arbeitet einen Vormittag mit an der Sperre, beobachtet dabei das bunte Leben des Hellwegs. Autos bringen die französischen Gefangenen zurück in ihre Heimat. Die Franzmänner haben die Trikoloren gehisst, singen, jubeln, jodeln die ganze Fahrt. Andere haben weniger Glück, sie müssen vorerst zu Fuß laufen, aber auch bei ihnen nur lachende Gesichter. – Russenbanden mit undurchsichtigen Absichten kommen vorbei, amerikanische Militärwagen rasen, auf den Gehwegen, an den Häusern entlang schleichen seltsame Gestalten, meist Einzelne, selten zu zweien oder mehreren, Gestalten in den merkwürdigsten Aufzügen, alte verwaschene Mäntel, geflickte Umhänge, verschmierte Hüte, speckige Mützen – ganz Landstreicher – ganz Vagabund mit

Knotenstock und Rucksack, nur die Schuhe sind anders, wenn auch zerrissen und staubig, – ich kenne die Schuhe der deutschen Wehrmacht zu gut, um in den verkappten Landstreichern nicht unsere Soldaten zu erkennen. Von irgendwo im Westen schlagen sie sich nun durch nach Hause, nachdem sich ihre Kampfgruppe aufgelöst hat. Die Bauern verhelfen ihnen meistens zur Flucht, geben ihnen Nachtlager, Proviant und wohl auch ihre malerische Gewandung, die gewiss nicht selten aus Großvaters Lumpenkiste hervorgesucht werden mag. Das ist aus der deutschen Wehrmacht geworden: Grüppchen von wandernden Vagabunden, die über 100te von km in ihre Heimat streben, in ihre Heimat, die in Händen des Feindes ist.

Die Truppen in Höntrop rücken eines Morgens samt ihren Fahrzeugen ab. Dienstefrige Spießer rennen von Haus zu Haus, fordern die Bevölkerung auf, die Straßen zu fegen, damit die Besatzungsbehörde saubere Straßen vorfände. Als ich gegen 5 Uhr nachmittags langsam durchs Dorf spaziere, strahlende Sauberkeit auf allen Wegen. Sogar die Schuttmassen der zerschossenen Häuser hat man aufgeräumt. Das Deutsche Volk zieht gut an unter dem amerikanischen Joch. – Dann ist die Militärregierung da, die die üblichen Verordnungen erlässt, Ausgang nach 20 Uhr und vor 7 Uhr verbietet, Waffenablieferung fordert und später auch die Ablieferung von Fotoapparaten und Feldstechern. Höntrop wird mit wenigen Soldaten belegt, die nichts tun, als gelegentlich durch die Straßen

patrouillierten, aber selten, nicht einmal jeden Tag. Es wird still bei uns, still, fast friedlich. Auch in den Nächten fällt kein Schuss mehr. Ein Tag ist wie der andere: warme Frühlingssonne vom strahlenden Himmel, Leben und Blühen in allen Gärten. Jetzt erst wieder sieht man es, wie wundersam auch in diesem Notfrühling die Natur erwacht ist, jetzt erst wieder öffnen sich die Sinne wieder für die Geschenke des Lenzes. Der Vorgarten ist weiß von Blüten, auf den Seitenbeeten duften Fliederdolden, hinten im Garten beginnt der Blütenduft der Maiglöckchen. Die Baumblüte geht zu Ende, die Wiesen stehen in sattem Grün, aber ein Tag schleicht wie der andere. 4 Wochen bin ich hier – mir erscheint es wie Jahre. – Frau Winkelkötter bittet mich, ihre Jungens zu unterrichten. Sie bringen noch einen kleinen Freund mit, und in den warmen Sonnentage sitze ich all nachmittäglich mit meinen Jungens im Gartenhaus. Später verlegen wir die Stunden auf den Vormittag. Eine kleine Abwechslung, die sich aber schon nach wenigen Tagen in das ewige Einerlei des Alltags einordnet. Die einzige Abwechslung in der Woche bringt mir der Freitag. Da stürze ich mich mit mir selbst unerklärlichen Wonne ans Reinemachen und wenn ich gegen Mittag in den sauberen räumen Massen von duftendem Goldlack und Flieder, von Hahnenfuß, Vergissmeinnicht und Maiglöckchen in Vasen ordne, dann kann ich sogar einmal restlos zufrieden sein. – Ein Tag wie der andere ohne Nachrichten, ohne Zeitung, abgeschnitten von aller Welt. Wie weit mögen die feindlichen Truppen vorgestoßen sein? Wie

mag es in Berlin sein? Brennende Fragen, auf die es keine Antwort gibt, als die Lügenmärchen der Feindsender. Keine Straßenbahn fährt, kein Autobus kommt, kein deutsches Auto fährt mehr vorbei, kein Zug schafft Verbindung zur Welt, kein Postbote kommt. Abgeschnitten auf einer zwar freundlichen, aber mich anöndenden Insel. Manchen Abend sitze ich am Wohnzimmer-



Amerikanische GI's wie auch frankokanadische Soldaten bekamen schnell guten Kontakt zur deutschen Bevölkerung, besonders zur jungen weiblichen...

fenster, schaue in Sehnsucht und Traurigkeit irgendwo in die Ferne, warte darauf, dass irgendwo, am Horizont deutsche Truppen auftauchen, dass irgendwo, wo sich Himmel und Erde berühren, deutsche Panzer aufrollen, dass all den Machenschaften des Feindes dann mit einem Schlage ein Ende gemacht werde. Ich starre und starre und suche die Felder ab mit den Augen – nichts regt sich. Das Wunder kommt nicht. Wenn es dann dunkler wird, dass mir die Augen fast schmerzen vom Suchen und sinnlosen Starren, dann fällt mein Kopf auf die kalte Fensterbank und ich halte den Tränenstrom nicht zurück. –

Sonntagsabends ist es, als mich ein ungewöhnlicher Lärm ans Fenster lockt. Ich glaube nicht richtig zu sehen: Vor dem gegenüberliegenden Hause eine Versammlung, eine junge Frau aus der unteren Lindenstraße, ein Mädchen von gegenüber, ein paar ältere Männer, mehrere Kinder und – 2 Amerikaner im Stahlhelm. Lachendes Gekreische erfüllt die ganze Straße. Die beiden Soldaten sprechen nicht deutsch. Es scheinen Kanadier zu sein. Ich kann einzelne französische Sprachbrocken aufgreifen. Die Frauen besehen ein Paketchen, das die feindlichen Soldaten vor ihnen auspacken, besehen und beriechen und befühlen. Dann rennt die eine von ihnen nach Hause, kommt schon nach wenigen Minuten mit einer Flasche zurück, wird mit Gejohle begrüßt und dann vollzieht sich vor unseren staunenden Augen ein ganz gewöhnliches Tauschgeschäft. Die Solda-

ten wünschen bon soir und verschwinden. Die Weiber gehen hochbeglückt mit ihrem Raub davon. Mein Zorn kennt keine Grenzen. Anspucken möchte ich diese Frau, auspeitschen müsste man sie. Das ist die deutsche Frau, die 6 Jahre Not und Angst des amerikanischen Bombenterrors getragen hat! Man begreift es nicht, und doch ist es so. Man möchte sie steinigen. – Und doch kann man nichts tun. Meine Verachtung muss sie fühlen. Am nächsten Morgen begegnet sie mir. Ich grüße nicht, erwidere auch nicht ihren Gruß, ich sehe sie durchdringend an in unsäglicher Missachtung. Aber fühlt sie, empfindet das ein Weib überhaupt, das seine Ehre soweit vergisst? – Aber auch das ist nur ein Anfang.

Das Denunziantentum blüht. Nationalsozialisten werden aus ihren Wohnungen vertrieben, werden durch nächtliche Haussuchungen gequält, zu nächtlichen Verhören auf die Kommandantur geschleppt. – Deutsche Kommunisten plündern im Verein mit den umherstreifenden Russenbanden. – Deutsche Frauen, Weiber, die den Namen der deutschen Frau nicht verdienen, liegen allnächtlich in den Häusern der Amerikaner. Man wird allmählich kalt und kälter, stumpf und stumpfer, man hört das alles schon jetzt mit einem gewissen Gleichmut, einem gefährlichen Gleichmut, gegen den man aber doch nicht recht ankam, auch nicht mehr recht an will. Man wird müde nach den Tagen der Spannung. Auch die Nachrichten aus Berlin nimmt man mit einer gewissen Gleichmut auf,

die mir manche Angst einjagt. Göring fort ins Ausland, Himmler bietet Amerika und England bedingungslose Kapitulation an, nicht aber Russland, die Ablehnung der beiden Mächte, das alles bewegt einen kaum noch. Die politische und militärische Welt ist für uns ein Theater geworden, wir im dunklen Zuschauerraum, für uns ist der Vorhang der Bühne schon geschlossen. –

Die Tage schleichen dahin, sonnige, strahlende Frühlingstage. In den Nächten ist der Mond da und die Fliederbüsche duften aus dem Garten. Mein Fenster steht wieder Tag und Nacht offen. – Des Morgens liege ich noch in meinem Bett, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und träume in die Sonnenwelt und dehne und recke meine Glieder in einem wohligen Kraftgefühl, in einer unbekanntenen Sehnsucht, die Kraft zu messen und zu proben. Erst später kann ich dem Wort geben: Schwimmen möchte ich, toben in einem grün klaren Wasser.

24. April – Hans Geburtstag. Ich drehe den Kopf zu seinem Bild auf meinem Nachttischchen. Lange, lange muss ich es ansehen und meine Gedanken wandern weit. Wo soll ich ihn suchen, wo mag er sein, wie mag er sein, gesund, verwundet, gefangen oder frei? Ich finde keine Antwort und meine Augen wenden sich ab und suchen wieder die lachende Sonne da draußen, und es ist mir, als müsse heute irgend etwas geschehen, irgendetwas Neues, Schönes, als könnte dieser Sonnentag gar nicht vorüber-

gehen, ohne dass etwas geschieht. – Noch bevor ich mein bescheidenes Frühstück esse, laufe ich in den Garten, pflücke Maiglöckchen, Vergissmeinnicht und rote tränende Herzen, eine ganze Hand voll. Ich stelle sie nicht in ein Glas, sie sollen heute Abend verblüht sein, sie sollen nur einen Tag blühen, nur für Hans, um dessen Bildchen ich sie aufschütte. Und dann mache ich die Tür zu meinem Zimmerchen fest zu, damit niemand sieht, was ich tat. Ich schäme mich dessen, wie ein ganz kleines Mädchen.

Am Vormittag kaufe ich Brot ein, mache eben die Tür des Bäckerladens vor dem Bahnhof zu, als ich auf dem Bahnsteig das Fauchen einer Lokomotive höre, dann die Stimmen eines Schaffners: Höntrop, Türen klappen, ein Beamter pfeift. Ich stehe still, kann kaum begreifen, was da vorgeht: Der erste Zug verlässt den Bahnhof. – Fast muss ich mit Freudentränen kämpfen, ich möchte jubeln und rennen und lachen. Die erste Verbindung zur Außenwelt ist da. Nicht mehr ganz abgeschnitten. Das ist wie ein großes, wunderbares Geschenk. – Für mich hat es noch etwas gebracht: Verbindung mit meiner lieben Ulla. Schon wenige Tage danach fahre ich hin. Die Sonnentage sind vorbei, der April zeigt noch einmal seine Macht mit Sturm, Regen, ja sogar Schnee. Tante Hannas Mantel haben sie mir kürzer gemacht. Handschuhe, Schal und Tasche sind geliehen, so angemustert stehe ich des Samstagsmittags auf dem Bahnhof und mein Herz klopft vor freudiger Erwartung. Erster Schritt unter Menschen, erster Besuch bei

lieben Bekannten. Manchmal denke ich an die Höxter Zeit, wo kein Tag verging ohne geselliges und freudiges Beisammensein – dann will mir meine Verbannung fast unerträglich scheinen. Gewiss, ich bin ganz allein. Nicht, dass es ist wie früher, da wir uns alle aufrieben in ewigem Streit, den ich in kindischem Unverstand immer wieder herbeiführte. So ist es nicht mehr, äußerlich eine gewisse Harmonie, aber innerlich nichts daran. Da sind so unendlich viele Dinge, die ich in tiefster Seele verabscheue und die ich doch täglich mitmachen muss, ohne sich wundern zu können. Wenn ich nur einmal an unsere Mahlzeiten denke. Sein Frühstück nimmt jeder für sich ein, wann, wo und wie es ihm passt. Auf dem Küchentisch steht die Brotmaschine, ein Marmeladenglas und ein Messer. Hier bedient man sich und verzehrt an der Tischkante stehend oder am Fenster sitzend seine Schnitte, und das sonntags und alltags gleichermaßen. Zum Muttertag wundere ich mich im Stillen lange darüber, dass man sich noch ein weißes Tischtuch genehmigt. Aber nicht selten werden Schüsseln gespart, dafür Pfannen und Töpfe auf den Tisch gebracht. Alle Mahlzeiten werden prinzipiell nur in der Küche eingenommen, sonntags und alltags, an hohen Fest- und Feiertagen nicht anders. Das alles ist mir trotz der Gewohnheit immer wieder von neuem schrecklich, beleidigt meinen Schönheitssinn, es erfüllt mich oft mit einem regelrechten Abscheu. Lieber mag ich an einem gut gedeckten Tisch ein kärgliches Essen einnehmen, als in üppigen Speisen schwelgen in einer widerwärtigen

tigen Umgebung, bei schlechtem Geschirr und Besteck. Das immerwährende Einerlei im Gasthaus war ich leid, – und doch ist es heute so, dass ich manchmal mit leiser Sehnsucht an den Corveyer Hof zurückdenke, wo zwar die Schüsseln kleiner waren als unsere Aluminiumtöpfe, die vom Herd auf den Tisch kommen, wo aber alles einen kultivierteren Stil hatte als in unserer gewiss sonst nicht unansprechenden Küche. – Ich spreche nicht davon. Des Alltags kann ich all diese Beschränkungen zum Teil verstehen, aber des Sonntags tut es mir oft so weh. Den Sonntagsnachmittagskaffee diktiere ich manchmal höchst eigenmächtig ins Wohnzimmer, decke den Tisch hübsch mit einer bunten Decke, mit Blumen und guten Geschirr und schrecke auch dann nicht davor zurück, dass man mich überlegen belächelt, obwohl es mir die Freude an dem hübsch gedeckten Kaffeetisch doch ein wenig zu trüben vermag. –

Darin sind mir meine 3 alten Damen ewig unverständlich. Sie alle gehen selten oder nie aus. Dass sie dabei aber nicht alles tun, um zu Hause so bequem und behaglich, wie es unsere Verhältnisse möglich machen, zu leben, – Mutter gewiss Tag und Nacht. Aber ihre Sorge gilt nur der Notdurft des Morgens, nichts tun sie, den Schönheitssinn zu befriedigen. Es fehlt ihnen jedes Gefühl für Wohnkultur. Sie lachen, wenn ich sage, dass ich lieber eine trockene Schnitte an gut gedecktem Tische essen will, als ein Schmalzbrot stehenden Fußes am Küchentisch. –

Das eine weiß ich, wenn es mit vergönnt sein sollte, wieder einmal selbstständig zu werden in meinem kleinen Reich, wenn ich gar selbst einmal einem Haushalte als Frau vorzustehen haben würde, eine solche Kulturlosigkeit des Lebensstiles würde es bei mir niemals geben. Ich verstehe gewiss, wenn die Hausfrau im Getriebe des Alltags das einfache Mittagessen schnell einmal in der Küche aufträgt. An Sonntagen ist es unmöglich. Ich verspreche nur das eine hoch und klar, es kann die Arbeit zu Haushalt und außerhalb mich erdrücken, für ein geordnetes Kaffeetrinken und Mittagessen werde ich mir immer die Zeit nehmen. Wenn mir ein Kind beschieden sein sollte, es soll in seiner Jugend nicht so empfinden wie ich, denn ich weiß, wie weh das alles tun kann. Ich brauche schöne Dinge um mich, wie die Pflanze die Sonne braucht. Ich kann mich über eine Glaskuppel mit Blütenzweigen mehr freuen, als über ein großes Geschenk, das man mir macht. Eine schöne Schale, ein feines Bild kann mich jeden Tag aufs Neue beglücken. Das alles kann ganz bescheiden, anspruchslos, meinethalben sogar ärmlich sein. Es muss nur seinen Stil haben. – Ein gütiges Geschick möge mich nicht zu lange in diesem Hause lassen, das ich in meinem Jugendalter nicht mehr zu ändern vermag. Es möge mich hier entführen, ehe die ganze Umgebung hier beginnt, mir widerwärtig zu werden. - - -

Doch von meinem Besuch bei Ulla wollte ich erzählen. Mit etwas klopfendem Herzen stehe

ich an der Dannebergschen Haustür, höre im Flur den Staubsauger gehen. Dann öffnet Mütterchen, und ich fliege nacheinander erst Mütterchen, dann Ulla an den Hals. Das Erzählen will kein Ende finden, besonders da Sigggi vor drei Tagen nach abenteuerlicher 6-tägiger einsamer Fußtour von Höxter gekommen ist mit einem Kinderwagen, den ihr unterwegs eine Bauersfrau geschenkt hat zur Beförderung ihres Gepäcks. Einen Sack voll Geschehnisse, Abenteuer und Erlebnisse hat sie bei Ulla ausgepackt, von Anneliese Bernhards aufregender Heirat, zu der sie ihren Heinz aus der Lühtringer Heide holen musste, von Inge Mertens Flucht nach Schweden, von Lisas Heiratsplänen... – Kaum finden wir Zeit, über all den Geschichten an unsere eigene Reise nach Höxter zu denken. Schon nach einer kurzen Stunde muss mich Ulla zum Bahnhof bringen, denn der letzte Zug fährt bereits um 15.30 Uhr. Aber der Besuch soll nicht der letzte sein. Ulla rüstet ihr Rad, und dann werden wir uns gegenseitig „Licht in unsere Einsamkeit bringen“, denn auch Ulla wünscht sich von hause fort, möchte weit und allein wieder sein.

Die letzte Aprilwoche bringt Regenwetter. Sturm heult ums Haus und die Linde vor unserm Fenster ächzt und stöhnt. Regen klatscht an die Scheiben. Selbst im Hause ist es kalt. Ich weiß, man kämpft um Berlin – ich weiß es, aber ich will es nicht wissen, ich will nichts hören, nicht denken. Ich stecke die Finger in beide Ohren, wenn man mir erzählen will. Alles vergessen möchte ich. Und da nehme ich meine

Zuflucht zum Bücherschrank, vertiefe mich in das Leben deutscher Maler, Ludwig Richter, Wilhelm v. Kügelgen, lese von Kügelgens Mutter und ich freue mich, mein Wissen daran zu bereichern, lehne mich aber gefühlsmäßig gegen mancherlei auf. Die Ablehnung wird noch stärker als mir ein ausgesprochen christliches Buch in die Hand fällt, ein Buch mit mehr als plumper Tendenz. Dann aber vertiefe ich mich in den Schatz der deutschen Romantiker, bin ganz gefangen von dem geheimnisvollen, unwirklichen, braun-goldenen Dunkel, das die Stimmung im „Maler Nolten“ beherrscht. Die märchenhafte Welt der ewigen Sehnsucht nach dem Unerreichbaren mit ihren dunklen, stürmischen Träumen im Wachen und Schlafen ergreift mich fast körperlich. Ich erzittere aus einem dunklen, unergründlichen Gefühl mit dem Maler Nolten, wenn die wahnsinnig gewordene Zigeunerin erscheint, ich spüre die Spannung fast bis in die Fingerspitzen. – Romantik – dunkles ungeklärtes Leben, idyllische, märchenhafte Motive, Träumen in immerwährender Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, das alles ist mir so wesensverwandt, so nah, es ergreift mich so unmittelbar. Wohl kaum ein anderes Gebiet unserer Literatur kann ich mit solch einer Liebe nachempfinden, keine Geistesrichtung so voll erfassen. Und doch weiß ich, dass es in keiner andern Richtung so viel Ungeklärtes, rein Gefühlsmäßiges gibt wie hier Romantik! –

In der Nacht liege ich lange wach und denke an all die Dichter und Maler, die in dieses Zeit-

alter gehören, an Eichendorff, an C. F. Meyer, vor mir erstehen die Bilder von Spitzweg, von Schwind: Sein Schneewittchen, den Einsiedler, Idylle im Walde, einem Walde, bei dem jedes Pflänzchen, jedes Blättchen mit unendlicher Liebe ausgeführt ist. Romantik! – Da taucht ein Bild vor mir auf: Hörsaal der Universität Freiburg. Ich sitze inmitten von 100 Studenten und Studentinnen und wir hängen an den Lippen von Professor Brehm, und jedes einzelne Wort wird wieder lebendig in mir, ich höre ihn sprechen mit der Eloquenz seines ungeheuren Wortschatzes von dem Geselligkeitsstreben der Romantiker, von Novalis, Schlegel, Tieck. – Lange, lange liege ich wach. Studium, - nun wird es für immer vorbei sein für mich, - aller Voraussicht nach. Und es ist, als ob diese Gewissheit meine Sehnsucht nur noch bestärkte. Studieren dürfen, hören können, eindringen in die Geistesgeschichte, in die Entwicklung der deutschen Literatur unserer und früher Zeit! Unsagbar schön müsste das sein! Aber auch dieses Tor hat mir der Krieg verschlossen, hart und unbarmherzig. – Ich lese Peter Rosegger, zum ersten Mal, ich bewundere seine Erzählkunst, von der ich kaum eine Ahnung hatte, ich bewundere und begeistere mich an Stil und Sprache einer Helene Voigt-Diedrichs. Walter Flex' Novellen fallen mir in die Hände, - ich lese das Buch von Konrad Flex, lese mit Hingabe von dem Ringen des jungen Walter Flex um seine Weltanschauung, sein Streben nach klarer Erkenntnis um das Wesen des Dramas, der Tragödie, letztthin um das Wesen aller wahren Dichtung. Ich lese mit hei-

ßen Wangen, mit klopfenden Pulsen, oft bis tief in die Nacht hinein. - - Und dann überfällt mich ein Gedanke, der mich erschauern macht. Der Gedanke an Hans. –

Mich beschleicht ein lähmendes Angstgefühl. Alle diese Dinge, die Schönheiten unserer Literatur unserer Malerei sind meinem Wesen so ganz teilhaftig, sie gehören mit zu mir. Ich könnte nicht sein ohne Bücher, ohne Bilder, ohne Musik. Auch ich könnte hungern, um mir ein Buch zu kaufen, um Gemälde zu sehen, um eine Oper zu hören: Wie oft ergreift mich ein fast krankhaftes Verlangen nach einem Gang durch unsere so bescheidene Gemäldegalerie, nach unserm Bochumer Theater. Dann schleiche ich mich leise zum Bücherschrank, suche mir ein Stilles Eckchen und vertiefe mich ganz allein in einen Bildband mit Werken unserer Maler, – und es kann sein, dass ich von einem Caspar David Friedrich so beeindruckt bin, dass ich leise darüber Weinen kann, ein Weinen ohne innere Traurigkeit, ein Weinen, das vielmehr Ausdruck höchsten Glücksgefühls ist. Und dann sitze ich auf meinem Zimmer und lese mir Gedichte vor, Mörike, Storm, manchmal auch Goethe, – und keiner darf wissen, was ich tue. Ich habe eine Scheu davor, den Menschen mein Tun zu offenbaren. Das alles sind Heiligtümer für mich, an die kein fremder mir rühren soll, keiner, von dem ich Spott, - und wenn es das leiseste Lächeln ist, - fürchten muss. Ich will diese Schätze allein haben. – Und doch kommen Stunden, da ich mir brennend wünsche, einem

Menschen davon mitgeben zu dürfen, einmal aussprechen zu dürfen, was mich bewegt. Aber das kann ich nicht, weil ich keinen Menschen weiß, der mich verstehen, der mich nicht belächeln würde, der sich die Mühe machen wollte, mit mir zu fühlen. Nur einen Menschen gibt es, der da ganz mit mir sein kann: Erich. – Aber der ist weit, - und mir unerreichbar fern für immer.

Der Mann, dem ich einmal angehören will, soll mich mit Leib und Seele haben und halten. Kann er das, wenn er nicht teil hat an meinem Wesen? Muss er nicht mit mir fühlen und empfinden können? Hans, - wenn er mich auch vielleicht nicht belächeln wird, so wird er mich doch allein lassen mit meinem Glück und meinem Leid um die Dinge, die dem Alltag so fern stehen. Ich fürchte mich vor nichts mehr, als unterzugehen im grauen Alltag, eine hausbackene Frau zu werden, die keinen Sinn mehr hat für das, was das Leben an Schönheiten birgt, an Schätzen, die nicht auf den Straßen im Lärm und Gewühl bunter Feste gehoben werden. Nichts ist so schlimm, als den Sinn zu verlieren für die Feinheiten am Rand des Lebens, für die Kostbarkeiten eines alten Bücherschranks, für die Farben eines guten Bildes, bunte Blüten im sommerlichen Garten, Sonnenschein auf spiegelnder Wasserfläche, helles Buchengrün im Frühlingwald. Ein Mensch, dem der Sinn fehlt für diese Dinge, ist ein armes nüchternes Geschöpf, das in meinem Sinne den Namen Mensch nicht verdient. Wie aber könnte ich leben an der Seite eines Mannes, der all das, was

mir so ernst ist, mit Gleichmut abtun kann, vielleicht sogar von jugendlicher Schwärmerei sprechen würde, mich belächelte, ja vielleicht mich sogar böswillig meine Art nehmen wollte. Dies letzte wäre nicht auszudenken, - aber auch Gleichmut würde mir wehe tun. – Ich weiß, ein Mann empfindet anders, besonders ein Mann, der die Härten von 6 Jahren Krieg erlebte, Härten und Nöte, deren Spuren wohl nur ganz weiche und linde Frauenhände mit viel Liebe und Geduld ganz leise wegstreichen können. Hans, – ich hab Dich so lieb! Könnte ich jetzt zu Dir rennen, Dir meine Not und Angst sagen! Denn es ist mir Not und Angst, wenn ich daran denke, dass ich vielleicht mit diesen Dingen allein sein muss, dann, wenn wir ganz zusammengehören. Könnte ich mir doch diese Angst nehmen lassen, die Angst, die mich an langen dunklen Abenden fast erdrücken will. Aber Hans ist weit – und wenn er bei mir wäre, würde ich ihm dann sagen können, wovor ich mich fürchte, ängstige, so sehr, dass ich manchmal davon fast erdrückt werde? – Doch warum daran denken, er ist weit, vielleicht hinter Gitter und Stacheldraht. Ein entsetzlicher Gedanke, ein Mensch wie Hans hinter Mauern, ohne Freiheit! Ich kann den Gedanken nicht weiter denken, lieber, armer, lieber Hans! Wärest Du bei mir, alle meine Sorgen und Ängste mir zu nehmen, mit guter Stimme mich trösten, mit guten Händen beruhigen. Oft erfasst mich eine unendliche Sehnsucht, mein Gesicht nur einmal in Deine Hände zu legen, oder Dir einmal ganz leise durch die Haare zu streicheln, lieber aber, noch einmal wieder mein

Gesicht leise an Deines legen, ganz still, nur um einmal auszuruhen von aller Not, aller Sorge, aller Last, mein lieber Hans! - - -

Tagelang habe ich mich in Büchern vergraben, habe gelebt wie auf einer stillen Insel, habe nichts wissen wollen vom Krieg und Kriegsgeschrei, habe nicht denken wollen an Not und Blut und Tod ... – Darüber ist es Mai geworden. 1. Mai. Irgendjemand hat das Radio angestellt, man johlt die Internationale. Sozialdemokratische Arbeiter feiern den 1. Mai. Dann kommen Nachrichten. Es ist, als bliebe mir das Herz stehen: Dönitz gibt den Tod unseres Führers bekannt. Adolf Hitler tot! – Mir schwankt der Boden unter den Füßen, – ich meine, die Welt muss in dieser Minute aus den Angeln brechen. – Es hat nicht anders sein können. Ich habe nicht damit gerechnet, dass der Führer dieses Ende überleben würde – und dennoch ist es mir, als ob sich ein gähnender Abgrund vor mir auftäte. Adolf Hitler! Ich sitze, wie schon einmal in diesen Wochen vor seinem Bild, einem kleinen unscheinbaren Bildchen, das ich mir heimlich aufgehoben habe. Immer wieder muss ich sein Gesicht ansehen und ich denke daran, dass Tante Hanna von seinen Augen sprach, die von unwahrscheinlich dunkelblauer Farbe waren, Augen von berückender Schönheit. Und doch, - Jeder Zoll an ihm der Führer, - der Herrscher. Ich liebe ihn schon allein seines unbeugsamen, leidenschaftlichen Herrscherwillens wegen, ich habe mich an den Gestalten eines Hannibals, eines Napoleon begeistern können, begeistern

bis zur schwärmerischen jubelnden Verehrung, bis zur glühenden Liebe – ohne mädchenhafte Schwärmerei, die sich Helden ohne Fehl erkor. Es ist etwas faszinierendes um diese Herrscher-gestalten. Man weiß um ihre Sünden, Fehler, ja sogar Verbrechen – und doch möchte man ihnen zu Füßen liegen, – aufgehen in Hingabe, dienender Hingabe. Lange sitze ich über dem kleinen Bild. – Das Deutsche Volk, – wie mag es die Nachricht aufnehmen? Eine bange Frage. Und mir ist, als ob ein viel tausendstimmiger Chor antwortete, ein Chor der Mütter der Gefallenen von Front und Heimat, ein Chor der Geplünderten, Obdachlosen, Flüchtlingen, ein Chor der Hungernden antworte mit einer Stimme wie fernes Donnerrollen: Wir hassen ihn, wir hassen ihn, wir hassen ihn, der uns diese Not gebracht! – Ich sehe die Kinder vor mir, denen man ein gefälschtes Geschichtsbild zeigt, denen man die geliebte Führergestalt als Zerrbild eines Bluthundes vorführt. Ich denke an die Gräuelpopaganda, die täglich und stündlich im Rundfunk verbreitet wird, Lügenmärchen um die deutschen Konzentrationslager, eine zersetzende Propaganda, die auch die letzten Anständigen noch irre macht an der Sache. - - -

Kampf um Berlin, – wer wird den Führer bestatten, wo wird man ihm ein Plätzchen geben? Werden sich noch Menschen finden, die ihm geben, was jedem Menschen gebührt? Die Frage zermartert meinen Kopf den ganzen Tag, – und die einzige Antwort ist die des Chores: Wir hassen ihn. – Ich kann nicht weiter denken.

Ich sinke hin von einem trockenen, röchelnden Schluchzen geschüttelt. In der Brust pfeift es, eine Sekunde glaube ich an meinem Schluchzen zu ersticken. Es ist fast ein Krampf, das Erlösende Weinen will nicht kommen. Ich wühle den Kopf in die Kissen, ich schreie, beiße mit den Zähnen hinein, brülle wie weidwundes Tier, schreie, beiße, brülle - - endlich die Erlösenden Tränen, zuerst schüttelt das Schluchzen meinen Körper erbarmungslos, aber allmählich fließen sie ruhiger, wohltuend und lindernd. Ich weiß nicht, wie lange ich so liege, aber dann kommt es wie leise Scham über mich, dass ich mich so vergessen habe, denn Mutter hat mich in meinem maßlosen Schmerz gesehen, - ich höre, wie sie zu den andern sagt: So geweint hat sie nicht beim Tode ihres Vaters, wie um diesen Mann. – Jetzt ist Deutschland gestorben. ---

Tagelang gehe ich umher und weiß kaum, dass ich lebe. Meine kleine Schule hat sich vergrößert, es kommen jetzt 9 Kinder, aber ich freue mich, wenn die beiden Stunden um sind, wenn ich wieder allein sein kann. Es ist Mai geworden, sonnendurchglühte Maitage, die schwer sind wie Blüten, Duft und Sonnenhitze, aber ich weiß kaum von alle dem. Ich lebe wie in einem bösen Traum, aus dem es aber kein Erwachen mehr gibt. Manchmal suche ich mir ein Buch, versuche zu lesen, aber dann brühte ich wieder stumpf über dem Buch, unfähig, auch nur eine Seite denkend aufzunehmen. Am Abend liege ich in meinem Bett, mein Fenster steht weit auf, ich liege die Hände hinter dem

Kopfe verschränkt und starre schlaflos ins Dunkel. Aus dem Nachbarhäuschen klingt die Musik der Amerikaner. Sinnlose Gedanken zermartern mein Hirn. Worte fallen mir ein, die ich las! Meines Lebens Reben was war es doch? Gering ist der Mensch. Ein Spott sind die Jahre, – doch unendlich ist die Süße des Lebens. – Und mir ist es ein grausamer Spott, dass ich gerade jetzt von diesem Wort nicht loskomme.

Ich liege die halbe Nacht ohne Schlaf, qualvoller Dunkelheit, noch qualvolleres Denken. Mein Gott, warum hat das alles geschehen können? Sind wir ein Volk, das schlechter ist als andere Völker? Sind wir so erbärmlich, dass uns gerade uns das alles geschehen muss? Alles in mir ist Auflehnung, Hader mit dem Schicksal. Meist ist es Morgen, wenn mich endlich der Schlaf, der mir keine Ruhe bringt, der mich mit verzerrten grausamen Tränen quält. Grauvoll sind diese Nächte ohne Schlaf mit zermürbenden Gedanken, mit nagendem Hunger. – Da eines Mittags kommt die Meldung von der deutschen Kapitulationsunterzeichnung von Reims. Ich kann nicht einmal mehr weinen darum. Am Nachmittag pflücke ich Blumen im Garten, – nur um irgendetwas zu tun, gehe ich zum Friedhof. Lange, lange sitze ich auf Vaters Grab, aber meine Gedanken sind nicht bei ihm. Ich habe keinen Gedanken mehr. Nur noch Bilder zermartern mein armes Gehirn, unzusammenhängend, oft geradezu groteske Bilder. – Reims, – ein kleines rotes Gebäude einer einklassigen Schule – Generaloberst Jodl unterzeichnet eine

Akte, – wir sind auf Gnade und „Ungnade dem Feinde verfallen“, sagt er. Dann sehe ich denselben Mann – ich sah nie ein Bild von ihm – und doch könnte ich ihn malen – ein älterer Mann mit ergrautem Haar, nicht zu großer Gestalt, – dann sehe ich denselben Mann bei Compiègne in der Begleitung des Führers, – Compiègne 1941 – dann sehe ich ihn, wie er ein großes Leberwurstbutterbrot isst, – Weißbrot, richtiger heller Bauernstuten mit Weizen. Vor meinem inneren Auge taucht ein großer Kuchen auf, Schinken, nur noch Dinge zum Essen. Und dabei sitze ich in glühender Nachmittagschitze auf dem Grabe meines Vaters. „Irmgard, du wirst wahnsinnig, – wahnsinnig, – irrsinnig – ganz verrückt!“ Ich sage es ein paar Mal vor mich hin, – dann aber raffte ich mich auf, schüttele die Erde von meinem Rock – und – ich weiß kaum warum – ich gehe langsam nach Sevinghausen, bis zu der kleinen Pilgerkapelle, die die Jahreszahl 1660 trägt. Mit einer spielerischen Geste ergreife ich den schweren rostigen Eisenring in der Eichentür, und – die Tür springt auf. Ich halte den Atem an. – Immer war es mein Wunsch, einmal die kleine Kapelle zu betreten. Wohlige Kühle umfängt mich. Ich stehe still auf den grauen Steinplatten und meine Augen wandern durch den schmucklosen Raum, an grauen verwitterten Wänden empor zum Türmchen, in dem ein kleines Glöckchen sichtbar ist. Meine Gedanken wandern zurück. 30 Jahre Krieg verwüsten das Land, – Soldaten beten in der Kapelle, Bürger bitten Gott um Beistand, um Brot, blonde Frauen knien weinend nieder, beten um

die kämpfenden Männer, beten um Brot für die Kinder. Ihr grauen Steinwände, – wie manchen Seufzer der Not mögt ihr gehört haben? Und dann ist das Heute wieder da, – heute! Und da muss ich etwas tun, das ich niemals in meinem Leben tat: Ich knie nieder vor dem schmucklosen Holzaltar, mein Kopf sinkt auf die Bank, milde fließen erlösende Tränen. Ich habe seit Wochen nicht mehr beten können und auch jetzt ist mein Gebet nichts wie ein Schrei: Gott, lass unser Deutschland nicht untergehen! – „Ich glaub an Deutschland“ wie an Gott, wie Gott so lieb ich Dich, mein großes Volk, wie bitterlich trägst Du des Schicksals Spott, – Du trottest ob das Herz Dir springt – Heinrich Lerschs Worte fallen mir ein, werden mir Gebet. Dann sitze ich ganz still in einer dämmerig kühlen Ecke auf der rohen Holzbank – lange, lange, – und es ist, als käme der Friede der jahrhundertealten Mauern ganz langsam auch in mein zerrissenes Herz. –

Anmerkung:

Der Text wurde zu Anfang an einer Stelle gekürzt, wo Irmgard Möller ihre Fahrt von Höxter nach Wattenscheid beschreibt.

Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden den neuen Regeln angepasst.



Irmgard Möller

Irmgard Möller, Jahrgang 1926,
war von allem Schönen beseelt.
Hier steht sie im Herzchenkleid vor dem Gartentor.
Da war sie 16 Jahre alt.
Mit 19 schrieb sie dieses Tagebuch.
Irmgard Möller war Lehrerin an beiden
Wattenscheider Realschulen.

Sie starb 2001 im Alter von 75 Jahren.

